

berichtet: Albanische Studien. I. Wie man jetzt in Europa über Griechen- und die Griechen denkt. — Die Donau vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet. — Neue Gedichte von Hermann Lingg: 1. Hochsemmet, 2. Nach Mitternacht. — Musikalische Zeilen, I. — Literatur. — Miscellen.

Albanesische Studien.

an Dr. Jur. Johann Georg von Gahn, f. k. Consul für das östliche
Griechenland. Nebst einer Karte und anderen artistischen Beilagen.

Bien, aus d. k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1853

ie man jetzt in Europa über Griechenland und die Griechen
denkt.

† Länger als dreißig Jahre hat der hellenische Dünmuth in Eu-
 ropa angehalten. Jetzt ist die Befähigung vorüber, die abendliche Welt aus-
 zuwidert, und wie man glauben sollte — endlich der Zeitpunkt herange-
 kommen, wenigstens mit dem größten Theile der Gegner ein ernstes Wort
 zu sprechen, über „die Hellenen“ und über Lebensfähigkeit, Ausdauer und
 Nutzen des politischen Embryo zu reden, welcher als Niederfall eines
 eintönigen laien in übermäßiglicher Zärtlichkeit gährenden Welttheiles am
 schärfsten zu begreifen ist. Ja viel müssen darf man bei Venen, besonders
 auch bei geistvollen Deutschen und Literaten finden, und heute noch nicht wa-
 ren, da wir Alle wissen, wie schmerz und rücksichtslos G. S. und A.
 Arbeiter im Gewand des „franken Ritter“ vorgehen, bei welchem keine Täu-
 schung, keine Kränkung, keine Demuthigung, kein Mitleid und keine
 Überlegenheit die Geistes einer erblühten Phantasie verwehren konnte. Es ist
 einfach zu sagen, aber wer immer unter uns nicht für völlig incurabel gilt,
 auf die Hoffnung auf ein vom Tode zu erweckendes altes Hellas oder
 auf nur auf Wiederherstellung des naturgemäß verfallenen Antika-
 thismus in Bezug, wo nicht schon längst, doch auf die Ereignisse der letz-
 ten Vergangenheit, auf die ohnmächtige Erhebung und auf die schmachvolle
 Niederlage der vor ruffähigem Golde erkaufenen Groß- Slavenbanden in
 Asien und Persien hin für immer fallen lassen.

Zeht erst in „das“ nicht etwa in der Willkür, was es schon lange war, es ist auch in der Einbildungskraft des Willkürherrscher's. Aber in der Censur für immer todt. Ein Volk, das in eingehender Rücksicht auf den Schicksale selbst den verwandten und im Schenung stehenden Gegner zwingen kann, hat bei den menschenfreundlichen, rituellen und selbst im Kampf noch christlich barmherzigen Nationen des Abendlandes alle Ansprüche auf Achtung und Sympathie verloren. Das ausgelegte Individuum, stiftende Reactionen, und selbst an Zahl und an Heftigkeit über die Partei-Verbindungen in der Leidenschaft des Strebens ihre Kräfte mächtigsten, und im entscheidenden Momente doch unterlegen sind, hat man sich genug erprobt. Aber ein politischer Vortragsort wird der hellen byzantinischen unserer Zeit ist zu gründlicher Verschämung abendländischer Schul- und Staatsweisheit seit dem Jahrhundert der Kreuzzüge und dem Ruin des christlichen Königreichs Jerusalem in Europa nicht mehr ausgebrochen.

Warum es ein in Galiläa und in der paradiesischen Oase von Nazareth mit einem weltlichen Reiche Christi nicht gelingen konnte, weiß heute Jedermann. Gegen den Islam mit Zengi und Saladin an der Spitze konnte das Christenthum eines Keimblaus von Chastillon mit der erteilungswürdigen Barbarei des evangelistischen mittelalterlichen Ordens im Hintergrund den Kampf noch nicht befehen. Heute aber ist das Verhältnis umgekehrt, ist schöpferische Kraft, Zahl, Weisheit, Lebensverachtung, Kampf und Disciplin mit Allem, was Sieg, Verzicht und bleibendes Erbgut verheißt, ausschließliches Erbtheil des christlichen Ordens; Vertheilung ist dagegen, Sechsbund und politische Dummheit der mohamedanischen Staaten, wobei noch nicht der belebende Hauch christlicher Gestaltung weht, ein vor aller Welt offen liegendes Factum. Das mittelalterliche Europa, un-
wissend, reich und fromm, träumte nur von Wiedergewinnung der Stadt Jerusalem. Europa, auf dem Gipfel der feinsten Sitze, der Herrschaft und der Macht, hat Vagelstark vergehen; ihm lagen der architektonische Reiz der St. Sophien-Kuppel und die Sülengänge des Westthrons allein im Sinn.

traget nicht, wie die Verwandlung geschehen sei, und woher der neue europäische Gedanke kam. Genug, der Schicksal-Glam zu Byzanz und der mohamebanische Dödar auf der Akropolis von Athen trübten nach Zerstörung der napoleonischen Obermacht noch allein das Wellgefühl abendländischer Seligkeit.

Ein schwarzer Drache, meinten ja auch die zinkenschlagenden Guanahani-Bilden des Columbus, habe sich vor die Sonnenscheibe gelegt und ihren Glanz verdeckt. Und wer in Europa — fragen wir — zweifelte vor wenigen Jahren noch, daß nach Verschönerung türkischer Verunstaltung die

Sonne von Alt-Hellas in antiker Pichgehalt über den Horizont von Europa und Asien wandeln, und wie ein neuer Oedipus die drohende Sphinx mit ihrem Schicksalspruch am Bosporus bannen werde.

Was aber in den beiden dem Halbmonde entziffenen Provinzen *Nova* und *Kumelen* unter dem eudigen Schurz des Jelmals verbergen lag und durch die schimmernde Hand des *Occidentis* zu Tage kam, brandet man heute nicht mehr so sagen. Die Tauchung ist ja in über ganzen Wiederleiste und für Jedermann verständlich bevorzugen.

Nicht doch den fahlen Neugebener der Welt ist die Erweichung froh angewandt; selbst die feurigsten Einflüsse und *Sellas*-Schwärmer sind abgeführt und fangen an zu glauben. Europa habe im griechischen *Emancipationsproceß* nicht viel weiser gehandelt und auch nicht viel besser *Tan* genannt, als einst *Cerauros* Geld durch das Abenteuer mit der *cadena de los galeotes* wie es *Ibl. I., Cap. 22* ausführlich und höchst erbaulich zu lesen ist.

So weit indes geht unserm in Alger über die Fälschung nicht; doch scheint es beinahe, man habe fremden Jannetern wegen die eigene Zukunft Kugelsteig und im Kaude der Begeisterung, wie der trunke Sohn Abillies in Persopol, mehr als einen Grundfelsen des europäischen Staatenbundes mitwillig umgeworfen. Mit weiten Summen den Gold und Blut das Abendland seine menschenfreundlichen Zerstörer und seine Umkehr der Dinge von Gengaz jeht und in der nächsten Zukunft bezahlen müsse, wird im Beginn des furchtbaren Würfelspiels am Puth und der Schachwelt noch Niemand berechnen wollen.

Wormwärts über Miltzstadt des byzantinischen Genus und über Rangel an politischer Schärfe bei den Stimmführern jener denkwürdigen Epoche werden hier nicht am rechten Orte, flutetmal bei der Allgemeinein des Ir- und Verwirrtes Einzelne nicht anzufragen sind. Uns vornehmlich aber möchte man in seinen rein menschlichen Interessen jenes pologlette Haagman byzantinischer Rindgenzengereis sehr verzeihen, welches man zum Theil wider Neigung und Willen vom Muttererde losgetrennt und zu einer Melle verurtheilt hat, die nicht im Weizen und in der geistigen Beschäftigung des neuen Bühnenhelden, wohl aber im großartigen Schwindel einer bis in die oberen Sphären der „unerschöpflichen Gesellschaft hinauf greifenden Schul- und Gymnasial-Politik ihren Ursprung hatte.

Für zwei Decennien und noch mehr war Hellas im vollen Sinne des Wortes europäischer Gedanke und ausschließlicher Gegenstand vollständiger wie gewerkschaftlicher Zärtlichkeit. Siehe aber sagt, wie und weiß, mit ihren Schätzen nicht. Gold in Löhnen, Flieten, Wut und Herr, viele Räume i, Paläste, Gastenler, Jährigenjung, Staatsverträge, Sonette, Decorationen, Protocolle und bedeutungsvolle Diplomatenmienen gab Decade sprühend dem neugeborenen Baoschen als Angebinde der Decident. Man träumte schon von einem heparischen Millenium im Morgenlande; jetzt, meinte man, sei die Bosphorus-Angst für alle Zeiten zu Ende, jetzt sei der Längerdie des rechtgläubigen Caren der Weg nach Byzanz verlegt und siehe an der Thürschwelle des „französischen Waynes“ steht und ansehend als Erbe der Paläas.

Nach vergeblich es zu nicht, die Emancipations Griechenlands war nicht blos ein Huldigungsact der abendländischen Civilisation zu Gunsten der Philosophie und der humanen Wissenschaften; man hielt sie zugleich für ein Meistertum der fernbildenden, feinsinnlichen, und vor allem ersten Wehen der verhängnisvollen „orientalischen Frage“ schon damals angehangenen Diplomatenwelt. In der Halbthat des politischen Sickerheitsdanks auch nur zu zweifeln, galt als Beschränkung und als unwissenschaftliches Uebelmögen, wo nicht gar als Hochverrath. Aber nun vollends in den neu erhabenden Heften, in ihrem Sinn, Grösse und politischen Streben die Antipoden des Occident's, ja Brüder und leibliches Confessors der Moskowiter zu erkennen, wäre in den ersten Zeiten des Scllentaments wenigstens in Deutschland Niemanden eingefallen, es wäre nicht blos unerträglich Mistig im europäischen Jubelconcert, es wäre in der Anschauungsweise eine wahre Blasphemie gewesen. Ja so weit gingen Stolz und Zurechtfindung scharfster Occidentlichkeit, das man heimlich sogar von tragend einer Seite her Waffentanz und feinsinnigen Widerspruch zu wünschen schien, damit das neugeborne Hellas vor Aller Augen seinen Nerv erproben und zugleich das Urtheil seiner Gönner und Schmeichler im Occident befähigt könnte. Denn was einst Miltiades gegen die gewaltigen Meder bei Marathon gethan, dasochele wollte auf derselben Stelle als Strateg von Neuem gegen zwei Tausen und Moskowitzern auszuwachen. Heißt Kaspiojani thum.

*) Das alte Hellas zur Zeit seines höchsten Glanzes und seiner unsterblichen Thaten in den Perserkriegen hatte kaum die Ausdehnung des heutigen Königreichs.

Lange indessen dauerte es doch nicht, bis die abendländische Staatsweisheit in ihrer Heimat selbst angekommen und in einer Schrift, die man nicht zu nennen braucht, deutlich genug auf das Romanische und Schlangische-Verföhrene der neuen Schöpfung Griechenlands, ja auf die Möglichkeit eines völligen Schiffsbruchs der europäischen Politik am Jüdischen Binge deutet wurde. Der alte Einband und die einschließende Linguistik, mit welcher diese neubezantinnische Offenbarung in der Literatur aufgenommen wurde, ist begreiflich und auch noch bei Jedermann in frischem Angelegen. Andererseits ist es auch sehr bösslich, wenn der Urheber jener tief begründeten Theosis seinen geliebten Widerpart jetzt mitten unter Schmach und Ruinen nichts weiter sagt, als daß sie sich in Saump- und Nebelwägen getäuscht, daß sie in allen Theilen ihres orientalischen Staatenbaues sich selbst vernünftig gesümmert haben, daß sie weder das Land noch die Leute kannten, und vom physischen Zustande des einen, wie vom Geistesmaße, vom Tacten, Willen, Sinnen und Vermögen der andern auch nicht die leiseste Ahnung hatten. Das Uebel liegt hier weniger im anfänglichen Irrthum als in der hartnäckigen Verblendtheit, die bessere Erkenntnis zurückzuweisen. Und in der That, welche Vorstellung hatte man damals in Europa über das sogenannte „ilberische Dreieck“, d. h. über die große Ländermasse zwischen der Donau im Norden und dem Cap Matapan an der Südspitze Griechenlands? Diese weiten Räume — gehen wir es nur — dachten sich nicht etwa blos unzulängliche Schwärmer, es dachten sie auch die Summitäten der Wissenschaft und selbst die größten Weltmeister der Politik nach allen Richtungen hin mit „Hellenen“ angefüllt, rein und ungemischt in Blut und Rede, schön, tapfer, geistreich und, wie es sich von selbst versteht, mit den herrlichsten Anlagen für Kunst, Musik, Grammatik und Philosophie ausgestattet! — Wohlthaten des menschlichen Geschlechts; aber wie ein anderer Prometheus auszuweilen am Felsen angehängt, und in ihrem Schmerze die Elemente des Orients zu Hilfe rufen:

„Iberoi n' ie apho; thero n' iero oio.“

„Seht mich an, was ich — selbst ein Oet — von Göttern erdulde“.

Heidel. Prometheus. V. 92.

Soll es Einen wundern, wenn sich Europa in gläubiger Begeisterung erhebt, und die ehernen Bande des Halbgothos auseinanderbricht? Wo aber soll der Gussfeste wehnen, wo sollte der weltverjüngende Hellenen-Apparat seine Stätte haben? Das *Morot*! was Numenius! Das geheimnißvolle Lande mit seinen Schattten und seinem Verberberndes gemäßen selbst den gemäßigten Forderungen nicht, als wenn es nicht schon Europa's Central-Universität wäre, das die Alceios als würdigen Aufenthalt für den bescheidenen Gott.

Wir fragen die noch lebenden Genossen jener Zeit, ob hier auch nur ein Wort zu viel gesprochen wird, und ob in Europa die Abkühlung des Schwelms und endlich der traurige Sieg der Wahrheit über den mythischen Dunkeln, ob Was und nährte die Kunde der byzantinischen Dinge, der Völkerräume, Sprachen, Sitten und der mittelaltlichen Geschichte jenes weilsand so beglückten Himmelsstrichs nicht erst mit der „Geschichte der Halbinsel *Morot*“ begonnen habe? Wir fragen ganz ruhig, ob diese Schrift heute nicht als erste Mahnung an das Natürliche und Unvermeidliche der jammervollen Katastrophe gelten müßte, welche eben erst unter unsern Augen herabgebrochen ist, und welche die hellenische Staats-Ideale verwirrt und das Verbrechen zwischen dem humanen Abendlande und dem mongolenfremdlichen Slavo-Gesamtenbau auf immer zerissen hat? Oder wäre heute noch Jemand hart genug, den Gedanken einer hellenischen Autokratie des Orients festzuhalten?

Die Dinge in Griechenland haben ein so schmackvolles Ende genommen, nicht weil es die Schrift eines deutschen Literaten schon vor mehr als zwanzig Jahren voraus verstanden hat.

Die Sache ist vielmehr umgekehrt, man hat den Ruin voraus verstanden, weil ihn der klügere Mann als eine unvermeidliche Nothwendigkeit schon aus der Ferne kommen sah. Politische Schöpfungen von so großartiger Bedeutung, wie eine christlich-hellenische Oresmokratie an den Thronen des Morgenlandes, werden beim Mangel aller natürlichen Verbindungen nicht durch Gengess-Bretter, nicht durch kleine Hofintiquen und seine Diplomatenkaffe aus dem Nichts hervorgezogen und lebensfähig gemacht, wie man es hier und da noch immer zu glauben scheint.

Jüdwahr, es wäre eine große Ungerechtigkeit, auf Jemanden zu zürnen, weil er in einer selbverwundten Sache besser als Andere gesehen hat. Als Vergeltung für manderlei Vermögenslumpen, Schwärmerien und Vitterkeiten, die man einer byzantinischen Ideen wegen so lange zu verwinden hatte, wird ein wenig Reinde und Selbständigkeitsheit jetzt wohl gehalten sein. Was hätte auch Jener sonst für seine Sorgfalt und für seine Mühe? Die Welt zu belehren und die Thoren weise zu machen, bilde sich ja Niemand ein. Wenn wir aber das Vergnügen, an unserer Hinterwälderarbeit über das byzantinische Griechenland hier und da eine Heiterkeit, eine Un-

richtigkeit, einen Verstoß in Zahl und Namen zu entdecken, Jedermann gönnen und für gründliche Verbesserungen dankbar sein, so muß man diesen Schaffmännchen und ihrer Selbstgefälligkeit doch auch bemerken, daß eine neue Idee in den Kreis der europäischen Wissenschaft einzuführen, oder eine von Andern eingeführte Idee zu erläutern und zu berichtigen, weit wesentlich verschiedene Dinge sind. Wir können es nicht oft genug wiederholen, die „Geschichte von *Morot*“ ist nur ein Anfang, ein erster Entwurf, ein eingeworfener Wurf, dessen Form und Abrundung selbst die „Fragmente aus dem Orient“ vorläufig mehr fixirt als vollständig haben, der indessen aber doch Ausgangspunkt einer langen Donauische gelehrter Untersuchungen und erörterter Conflitte, aber auch vortheilhafter Arbeiten und genialer Leistungen geworden ist. Ob der Verfasser für Richtung und tieferer Begleitung der Arbeit noch hinlänglich Muth und Kraft besitze, oder die Mühe Andern überlassen muß, ist freilich noch ungewiß.

Wenn man inzwischen das Gute überall anerkennt, und auch Jedermann die verdiente Ehre läßt, so werden doch die Eingangs genannten „Alceiosischen Studien“ des Herrn von *Sahn* immer als das Gelegentlichste und Beste gelten, was in dieser Richtung bis jetzt erschienen ist.

Dem wir schmeicheln nicht ohne Grund mit der Ehre, daß an die Entschlüsse dieses vortheilhaften und mit einem ungewöhnlichen Reichtum von Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten unsere Vorarbeiten nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die unmittelbare Analyse des Halbinsel-Werkes soll erst der nächste Mittel bringen. Hier ist vor allem der Standpunkt anzudeuten, den man sich in der Wissenschaft von Byzanz errittet hat und den man auf dem neuen Terrain häufig zu verteidigen und für alle Zukunft sichergestellen darf. Von sich selbst zu reden ist für den fleißigen und gewissenhaften Mann keine Verlegenheit. Und wie es mit Unhand geschehen soll, hat uns erst neulich der weltliche Carrière gezeigt.

Demuth und Selbstverleugung nach entscheidendem Erfolge wider deutschen Parteilichkeiten gegenüber nicht immer am rechten Ort. Zufrieden darf ich aber doch erst dann sein, wenn allgemein und wirklich eingestanden wird, daß die „Geschichte der Halbinsel *Morot* während des Mittelalters“ in diesen Zweige deutscher Forschung den Wendepunkt zwischen Mythe und Wahrheit bilde.

(Schluß folgt.)

Die Donau,

vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet.

Der mittlere Eilern weilsand hat in neuester Zeit durch die Kriegserklärung, die an seinen Ufern ihrer Ursprung genommen haben, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem höheren Grade auf sich gezogen, so daß es uns als zeitgemäß erscheint, auch seine große Bedeutung für den Verkehr und die weitere national-ökonomische Entwicklung des reichen, fruchtbaren Donaulandes und der gemächten Hinterlande hervorzuheben und etwas näher zu schildern. Ein wahrerlicher Fluß ist auf die Wohlfahrt und Ausbildung der angrenzenden Völker durch die Belebung des Handels und die billigen Frachtsätze, die er bewerkstelligt, stets einen tiefgreifenden Einfluß aus, und der Segen, den er verbreitet, theilt sich allen benachbarten Stämmen mit, die den geeigneten Verkehr in ihrem Besande zur Hebung ihres eigenen Handels benötigen. Die Donau nun ist in Folge ihres den damaligen Handelsbedürfnissen entsprechenden, nach Osten gerichteten Laufes schon frühzeitig als Handelsstraße benutzt worden; der Verkehr jedoch, der in alter Zeit schon bestand, war rein binnenländisch, er ging nicht von Land zu Land, von Hafen zu Hafen, sondern er beschränkte sich auf den Austausch zwischen dem Producten weit entlegener Gebirge, er war rein Haupt-Charakter nach ein internationaler.

Man kann in der Geschichte der Donau-Schifffahrt ziemlich genau drei große Perioden unterscheiden. Die erste bezieht den ganzen Zeitraum in sich bis zur Völkerveränderung. Die Donau, damals Jüder genannt, wurde von den Maeceniern, später von den Persern besetzt, und der Verkehr soll nicht unbedeutend gewesen sein. Die zweite Periode faßt die Zeit des Mittelalters in sich. Bald nachdem sich die Wegen der Völkerveränderung gelegt hatten, suchte man die alte Wasserstraße wieder auf, und die erste Handelsvermittlung ward durch das osyrische Reich bewerkstelligt, das Theobert im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts stiftete. Schnell folgten sich die Wendes-Länder, Avarn und Bulgaren, bis endlich auch diese durch die Ungarn verdrängt wurden, unter deren Schwinge der Donauhandel bald eine größere Blüte erreichte.

In dieser Periode hatte der Verkehr schon eine weit größere Ausdehnung gewonnen, als in der vorangehenden. Seine Aden reichten bald bis zum fernsten Westen und zum äußersten Norden des Welttheils hin, und an den Ufern der Donau wuchs eine Reihe von Städten empor, die den gewinnreichen Handel mit den Ländern ganz Norgens in ihre Hände nahmen. Das Hauptziel der ganzen Handelsrichtung war Constantinopel, der prächtige Sitz der östlichen Kaiser, das schon damals durch den Handel mit

italienischen Republiken sehr beliebt war, welche ihre eigenen und die Reducirte des griechischen Kunstreisens nicht indische Waaren dahin brachten und sie gegen andere Gegenstände zum Kaufe anboten. Außer auf der Donau kamen auch auf dem Don, dem Dnieper und Dniester Kaufleute, die dem alten Bezug herab, das den Handel dieser Flüsse aus seinem Schimmer weckte und fortwährend mit reichlicher Nahrung versah. Unter den Handelsstädten, die sich an der Donau allmählich erhoben, werden vorzugsweise Regensburg, Perle, Gmünd, Stein, Wien, Preßburg und Ofen genannt. Anfanglich behauptete Regensburg den Bezug und ließ selbst den den Klang ab, das durch seine größere Entfernung von den niederländischen und westdeutschen Märkten, wie Straßburg, Frankfurt, Gelnhausen, insbesondere aber Wien, im Nachtheile war. Die letztere Stadt ist nämlich schon ihrer Lage am Rhein im Mittelalter im Besitze einer großen Handelsmacht gewesen, was Regensburg theilhaftig auszubilden verstand. Bald jedoch wußten sich die Wiener, von Eifersucht getrieben, mittelst eines landesherrlichen Freibriefes ein Stapelrecht zu verschaffen, kraft dessen kein Ausländer mehr, Wien vorbei, unmittelbar nach Ungarn Handel treiben, keinerlei Waaren an Fremde verkaufen und überhaupt nicht länger als zwei Monate in ihrer Stadt verweilen durfte, was die Handelsfähigkeit der Griechen ihren Abbruch that. Der Kaufmann findet aber Auswege und so kamen auch die Regensburger auf ein neues Ankaufsmittel; die erkrankten nämlich eigene Handelshäuser in Wien, so daß sie ihren Directhandel wieder wie früher betreiben konnten.

Durch das Zusammenwirken so vieler thätiger und reicher Städte hatte im Mittelalter der Donauhandel bald eine hohe Blüte erreicht. Auch die Nebenflüsse hinauf begann sich bereits der Verkehr eines Weges zu bahnen. So gingen die deutschen Güter, als: Tuch, Leinwand, Leder, Waffen u. s. w., die March und die Waag aufwärts, und wurden von dort theils über Olmütz und Breslau, theils über Trenzschin und Lemberg nach Preßburg, Posen und Kulm verpackt. Unter den russischen Handelsplätzen, die sich zum Theil aus vom Donauhandel nährten, machte schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts Kiew durch seine großen Handelsreichthümer mächtigsten Ruf. Die Regensburger hatten dort eigene Commandanten errichtet. Um den Donauhandel nach Prag zu ziehen, ließ Kaiser Karl IV. den Plan, aus der Moldau einen Canal in die Donau graben zu lassen, um diese mit der Elbe zu verbinden und so die ungarischen und südeuropäischen Waaren in das nordwestliche Deutschland zu beschleunigen. Wären ihm die nöthigen Geldmittel zu Gebote gestanden, hätte bald der allgemeine Verkehr der Wasserbaukunst die Unternehmung erleichtert, so wäre, wie Hoffmann bemerkt, „hier merkwürdige Jähre, der Stifter der ersten deutschen Hohen Schule, der, was ihm auch vorzuwerfen sein mag, doch viel Sinn hatte für das Gedeihende und Große, der Mann dazu gewesen, das mächtige Werk zu vollbringen.“

Als sich jedoch der Handel auf der Donau am üppigsten entfaltete und die genannten Städte auf dem Gipfel ihres Wohlstandes angelangt waren, da warfen plötzlich die Türken ihr Schwert über die Straße, die die Kaufleute durch Jahrhunderte friedlich durchgezogen hatten, und mit einem Schlage war der ganze Donauhandel vernichtet. Schaarenweise wählten sich gegen das Ende des Mittelalters die kriegerischen und heuchlerischen Mobambaner den Strom heraus, nahmen später Ofen und beschreiben zweimal selbst Wien, das großentheils nur seiner Tapferkeit und Ausdauer seine Rettung zu verdanken hatte. Jahrhunderte lang durfte sich kein Schiffsfahrer auf der Donau zeigen, der Wohlstand der gedachten Handelsstädte sank immer mehr herab, und erst am Schluß des vorigen Jahrhunderts, als der kriegerische Geist der Osmanen schon lange gebrochen war, machte man den ersten Versuch, die alten Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen und den Strom bis über seine Mündungen hinaus zu befahren. Im Jahre 1782, fast zu derselben Zeit, als die damals österreichische Schelde fernwärts dem Handel geschlossen wurde, sandte das Wiener Handelskammer Willkürherrschaft das erste Schiff von Wien aus stromabwärts zum schwarzen Meere und nach Constantinopel. Um diese Zeit begann die dritte Periode in der Geschichte der Donaushifffahrt, die sich noch bis zum gegenwärtigen Augenblicke erstreckt.

Der Donauhandel unserer Tage hat indeß durch die großen Fortschritte, die während jener langen Unterbrechung in der Erdkunde gemacht wurden, so wie durch die inzwischen eingetretenen Veränderungen in allen Zuständen Europas eine ganz andere Gestalt angenommen. Infolge der Beschränkungen, welche die Grenzen der Erdkunde um die mittlere Zeit dem Weltverkehr auferlegt hatten, waren die rheinische und die Donaustraße die Hauptwege, die dem europäischen Waarenumsatz zu Gebote standen. Damit hat es jetzt sein Ende. Dem handelsreisenden Bewohner Mitteleuropas stehen jetzt die mannigfachen Wege nach allen Richtungen offen, und die ehemaligen großen Handelszüge haben sich über viele Straßen vertheilt. Das alte Bezug hat aufgehört, der Hauptapfelplatz für levantinische und

indische Waaren zu sein, und statt Pfeffer, griechischen Seidenzeugen und Priestergewändern werden jetzt auf der Donau reiche Fischfahnen verfahren, und allerlei Material zur Verarbeitung für den heimischen Gewerksleiß.

Nichts hat aber so sehr auf die Umgestaltung des Donauhandels eingewirkt, als die bedeutenden Fortschritte, welche das Donauthal und die Hinterlande in der wirtschaftlichen Cultur zurückgelegt haben, und die großartigen Verbesserungen in der Schifffahrt. Im vorigen Jahrhundert noch waren die Fischfahnen von sehr unvollkommener Bauart. Sie waren größtentheils ungeteilt, ohne Masten und Segel, klos zum Rudern stromabwärts und zum Ziehen durch Pferde stromaufwärts eingerichtet. Durch Stremischnellen und spitze Keile mitten im Rudersitz war die Schifffahrt aufs höchste erschwert. Die Passagierschiffe wurden noch häufig durch Handwerksburschen gerudert, welche dafür die Reise umsonst mitmachten. Es waren dort gewöhnlich zwei Klassen eingerichtet, eine für die „gemeinen Leute, und die andere für die „gebildeten“, d. i. Leute von Distinction. Auf der Strecke von Regensburg bis Wien brauchte man in der Regel sechs Tage zu. Das Donaudampfschiff bringt jetzt Passagiere in sechs, respective acht Tagen von Wien nach Constantinopel. Die Dampfschiffe, welche auf dem Strome jetzt in Thätigkeit ist, wird der Zahl ihrer Boote nach nur von einer einzigen Schiffsfahrts-Gesellschaft, dem britischen „Moor“, übertraffen, und sie bildet eine respectable Seemacht, als die Flotten von Preußen, Sardinien, Portugal oder Spanien, die für sich genommen. Sie befördert jährlich gegen eine halbe Million Reisenden und bei 5½ Millionen Gütern Gütern, und die jetzt hat sie schon drei andere Flüsse in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen. Demungeachtet ist die Gesellschaft nicht mehr im Stande, den geheizten Verkehrsbedürfnissen zu genügen; man klagt über die Unzulänglichkeit ihrer Transportmittel, über hohe Tariffsätze und bedrückende Forderungen, die sie stellen, und die Handelskammern verlangen von der Regierung laut und dringend die Beilegung des Monopols, das man ihr eingeräumt hat. (Schluß folgt.)

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

1. Hochsommer.

O Frühling, holder süßgeruchter Schöner,
Du bringst die Blumen zum Blühen,
Die Nacht weichen flücht, verschwinden,
Und Lichter schwillt das dunkle Grün.

Doch ach! die schönen Stunden fliehen,
We jedes Leben überaus,
We tranken alle Schöpfungsseelen
Im Blau des Himmels wehnd.

Nicht lang mehr wie am Maienfeste
Die Nachtigall, die Reichenbraut,
Sie singt zum tiefenbegraben Riste
Mit mütterlich besorgtem Laut.

Der goldne längste Tag ist nieder,
Der Himmel voller Witter glüht,
Befruchtungen sind die ersten Kinder,
Die schönsten Blumen sind verblüht.

2. Nach Witternacht.

Spredt, ihr Sterne im Osten,
Neigt ihr euch zum Untergang?
Nicht schon Morgenstau vom Wien,
Sinkt der Mond am Bergabhang?

Laßt mich wachen, laßt mich schauen,
Wie die Nacht in Tag vergeht,
Wem im hellen Heiterblauen
Nur der Morgenstern noch leuchtet.

Angen, vor dem Tod erscharrt,
Halt' ich trauernd zugehrt;
Blumen, noch des Tages brennend,
Sind mit Thränen abgeflut.

Stürzen sah ich stolze Bäume,
Sah viel Wind vom Sturm verweht,
Laßt mich einmal Nacht und Träume
Seh'n in Licht und Tag vergeht!

Die musikalische Saison.

1.

I. Sp. Wien, Ende December. Um zu erfahren, ob ein Gegenstand der Kunst, der Wissenschaft oder des sonstigen geistigen und materiellen Lebens die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt mehr als vorübergehend in Anspruch nehme, gibt es heutzutage wohl kaum ein untrügliches Mittel, als die Tagesblätter zu befragen. Was die literarische Literatur nicht müde wird, tagtäglich zu behandeln, das muß — oder die gesammte Journalistik ist eine Lüge — die Gemüther der Zeitgenossen in nicht gewöhnlichem Maße beschäftigen. Neben der täglichen Theilnahme, die sie in neuerer Zeit den politischen und sozialen Fragen schenkt, hat der gebildete Theil des deutschen Volkes — seinem Gang zur Wissenschaft und idealen Erbauung, der ihm angeborene, entsprechend — nie aufgehört, der Entwicklung auf allen Gebieten der Kunst mit aufmerksamen Blicken zu folgen. Ein getreues Abbild dieser Theilnahme liefert uns die gleichzeitige Tagespresse. Wenn wir uns nun in den Zeitungen des Gegenwart und nächsten Vergangenheit umsehen, so wird uns die Vertheilung auffallen, mit welcher, im Verhältnis zu den übrigen Künsten, die Musik behandelt ist. Die Musik ist die vorzugsweise moderne Kunst, sie ist das ästhetische Schockbild unserer Zeit. So mag zwar auf den ersten Blick räthselhaft erscheinen, daß ein Zeitalter, dem Allfahigkeit und vorwiegend materialistisches Streben nicht mit Unrecht vorgeworfen werden, sich zum entschiedensten Vorkämpfer einer Kunst auswählt, welche fast allgemein im Kusse steht, die ursprüngliche, unmittelbare und gleichsam ungreifbare aller Künste zu sein. Wäre das Letztere der Fall, so würden wir allerdings vor einem Räthsel, das schwer zu lösen. Allein die oberflächliche Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Musik ist hinreichend, in dieses scheinbare Paradox ein vernünftiges Licht zu bringen. Während nämlich alle übrigen Künste, von der Zeit ihres ersten wahrhaft geschichtlichen Auftretens an bis auf den heutigen Tag, in ihrem Grundweesen sich gleichgeblieben, bietet uns die Tonkunst das wunderbare Schauspiel dar, daß sie unter der bildenden Hand der Jahrhunderte allmählig eine Gestalt gewinnt, die mit ihren früheren Bildungen fast nur noch den elementarischen Stoff gemein hat. Die Regeln, welche Aristoteles aus den dramatischen Hauptwerken der Hellenen abgezogen, hat noch Keining vollständig befunden, und Schüler verständig nicht sich an denselben zu halten. Die bildenden Künste widmen noch heutigen Tages ihr eifriges Studium den plastischen Kunstwerken der Alten, und die Pergamentrolle dient der Silberramalerei als ewiges Musterbild. Aber die Musik? Um das Nachdenken nicht erschwerer zu gestalten, aus welchen nur das Eine klar hervorgeht, daß sie nämlich Musik als selbstständige Kunst gar nicht befragen, so haben zum Beispiel die musikalischen Anweisungen, welche Guido von Arezzo, der im ersten Jahrhundert lebte, an die Hand gibt, für unsere Zeit nur wenig mehr als historisches Interesse. So jung ist die Tonkunst. Ihre Entwicklung bis zur Höhe des Mittelalters kann als eine interessante Bildungs-geschichte des menschlichen Geistes betrachtet werden. Ein wahrhaft ästhetisches Interesse nimmt die Musik erst von dem Zeitpunkt an in Anspruch, da es ihr gelungen, aus sich selbst heraus ihre künstlerische Form zu erzeugen und durch diese hat den übrigen Künsten ebenbürtig gegenüberzutreten. Die künstlerische Form der Musik ist aber keine andere als die Sonatenform. Wegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts tritt sie zum ersten Male auf: Joseph Kuhnau führte sie in Deutschland ein.

Die Musik also, anstatt die älteste und unmittelbare, ist vielmehr die jüngste und reflectirteste aller Künste. Daß sie reflectirt, hängt mit ihrem langsamen Entwicklungsgang unzertrennlich zusammen. Man muß sich nicht durch die Unmittelbarkeit ihres Elements, des Tones, täuschen lassen. Gerade um den musikalischen Ton zum künstlerischen Träger des Menschlichen heranzubilden, mußte eine unendliche Reihe von Vermittlungen vorhergehen.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die jüngste Kunst zugleich die beliebteste und verbreitetste ist. Sie hat den Schein der Unmittelbarkeit und Raueit, und doch scheint in ihr wieder Alles, was die Zeit bewegt, wiederzuleben. Dieser Räthselhaftigkeit ihres Wesens verdankt sie ein gut Theil ihrer allgemeinen Verbreitung. Das Musizieren genießt in der That einer Verbreitung, die nachgerade einermassen beunruhigend wirkt. Man wird sich bald vor den überall einbringenden „Schallweilen“ nicht mehr zu retten wissen. Zumal die gute Stadt Wien, die Wiege und Winterstätte so manchen musikalischen Talentes, die gossische Herberge der größten musikalischen Geyren der neueren Zeit, entlastet eine Kunst des Musizierens, die ans Jodelhafte grenzt. Das ladet an allen Straßenden mit den schreienden Buchstaben zu allerhand musikalischen Genüssen ein, das singt und schmettert an allen Winkeln. Man ist schier zu glauben versucht, es gebe auf der ganzen Welt nicht Anderes mehr zu thun, als Musik zu ma-

chen und Musik zu hören. Auch wir konnten uns dem allgemeinen Verhängnis nicht entziehen, und was wir bis jetzt vom laufenden musikalischen Winter in Freude und Leid angeschaut, darüber wollen wir dem geehrten Leser im nachfolgenden Artikel einen treuen Bericht erstatten.

Literatur.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur. H. Bartlett, Jerusalem revisited. 202 SS., gr. 8., mit einem Panorama von Jerusalem 22 Stahlbildern und 18 Holzschnitten. Die Stahlbilder sind von drei ersten Zeichnern in England, Standard, Goussin, Wilmore, Ghalis u. s. w. meisterhaft ausgeführt. Wm. Knighton, tropical sketches or reminiscences of an Indian Journalist. 2 Vols. 323 und 349 SS. kl. 8. — Major G. C. Smyth, a history of the reign of Louis XIV. of France with some account of the famous battles, the sea soldiers and their Sirdars, with notes on Malakoff, Prussup Lawrence, Steinbach, Macgregor and the Calcutta review. Calcutta 1847. kl. 8. 263 u. XL. — Ferner erschienen in jüngerer Zeit: G. T. Curtis history of the origin, formation and adoption of the constitution of the United States, with notices of its principal farmers. Vol. 1. Lond. 1854. 518 SS., gr. 8. — Thirty years of foreign policy, by the author of the „Eight hon. B. Disraeli“. 440. gr. 8. — The English-Woman in Russia; impressions of the society and manners of the Russians at home, by a lady ten years resident in the country. Lond. 1855. kl. 8. 350 SS. m. Holzschn. — Odessa and its inhabitants by an English prisoner in Russia 1745 SS. kl. 8. W. E. Aytoun, lays of the Scottish Cavaliers and the poems. 72. Ed. Edinburgh and London. 351 SS. kl. 8. — (Maria Farquhar) biograph, catalogue of the principal Italian painters with a table of the contemporary schools in Italy, ed. by B. Worham 207. kl. 8.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur: Jules Janin histoire de la littérature dramatique. Tom. 3. 1. 1854–1855. 449, 423 kl. 8. — P. Clement, portraits historiques. 535. kl. 8.

Herr von Varante gibt in Paris bei Didier — auf Wunsch seiner Freunde, weil Herr E. de Sacy im Journal des Debats bemerkt — eine Histoire du Directoire et des Deux Conseils als Fortsetzung seiner Histoire de la Convention Nationale heraus. Der erste Band ist erschienen. Das Journal des Debats bezeichnet diese historische Arbeit als eine vorzügliche.

Miscellen.

(George Sand) gibt im zweiten Bande ihrer Lebensbeschreibung folgende Schilderung ihrer äußeren Erscheinung. „Ich selbst“, erzählt die Dichterin, „eine starke Constitution und verstand schon zu werden, habe aber dieses Verhängnis nicht gehalten. Vielmehr war es zum Theil meine Schuld; denn in dem Alter, wo die Schönheit sich entwickelt, brachte ich bereits die Mächte mit Lesen und Schreiben an. Als Tochter eines reichen Vaters, und einer schönen Mutter hatte ich eigentlich nicht viel der Welt schmecken sollen, und keine arme Mutter, welche die Schönheit ihrer Töchter schätze, daß sie darüber auch häufig Vorstellungen gemacht, aber ich habe mich nie entschließen können, mich um mein Aussehen zu bekümmern. Auf Entschlossenheit wurde ich nur durch ein Unglück, aber Alles, was an Vertheilichkeit gerade war, mir stets gewahrt. Der Arbeit zu entsagen, um ein kluges Auge zu erhalten, nicht in der Sonne herumzuwandern, wenn die schöne Sonne Gottes uns anzieht, nicht in christlichen Hofschulen zu gehen, um sich nicht den Fuß zu verreiben, Handschuhe zu tragen, das heißt auf den freien Gebrauch der Hände zu verzichten; sich nie müde zu machen, kurz, unter einer Glasglase zu leben, um jart zu bleiben, das Alles habe ich nie annehmen können. Das Kapitel der Güte und Handhabe war die Verzeigerung meiner Kindheit. Ich war nur einen Augenblick geistig, niemals schön. Meine Züge waren übrigens leblich geformt, aber ich dachte nie daran, ihnen den geringsten Anstrich zu geben. Schon seit meiner Wiege hatte ich die Gewohnheit der Träumerei, und das gab mir schon eine einfältige Aussehen. Ich sage es gerade heraus, weil man es mit mein ganzes Leben hindurch geübt hat, in der Kindheit, im Alter und in der Familie, daß es also doch wohl wahr sein muß. Kurz, mit vollständigen Augen, Haaren und Zähnen, ohne erhebliche Ausbildung, war ich in meiner Jugend weder häßlich noch schön; ein großer Verzug, da aus der Häßlichkeit wie aus der Schönheit nachtheilige Folgen entspringen. Man erwartet zu viel von einem glänzenden Aussehen; man misstraut zu sehr einem abstoßenden Aussehen.“ So habe ich den Gebrauch der Biographen in Beziehung auf mein Aussehen wenig geleistet. Im Uebrigen wünsche ich, daß meine Personmalerei sich auf meinen Paß beschränkt. Er lautet folgendermaßen: Augen hellgrün, Haare schwarz, Stirn gewöhnlich, Gesichtsfarbe blaß, Nase wohlgeformt, Kinn niedrig, Mund Mittelgröße, Höhe 4 Fuß 10 Zoll, besondere Kennzeichen: keine.

Ueber Einfluß der Färbung eines Zimmers auf den Appetit der Gäste erzählt Dr. Reid, daß er in einem nach seinem Plane erbauten Saale, wo etwa 50 Personen sitzen sollten, eine so vollkommene Lüftung bewirkte, daß alle Verderbnissprodukte der Gasflammen entfernt, und frische, reine, gewärmte und wohlbedingte Luft einströmte. Die Speisen aßen und tranken dreimal so viel als gewöhnlich, und hatten des kommenden Tages bemerkt keine übeln Verdauungen, wie Magenbrühen, Kopfweh u. s. w. (Herrl. Hefz. von Reuss.) Daran konnten sich Hausfrauen, und vor Allen aber die Wirthin, gute Gedanken bilden. Wenn diese den Wein und Bier verbeßert (I) werden kann, so müßten unsere Kungen nicht eine so schlechte Lust in ihren Verköstlichkeiten einathmen, und die Verderbnissprodukte der Gasflamme und des Tabaks würden unsere Nerven weniger afficiren; sie könnten ihrem Biere manchen Reizschon ersparen.